Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 8

Artikel: Amerika und die Antike
Autor: Urzidil, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161118

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Amerika und die Antike

JOHANNES URZIDIL

Der Europäer lächelt. Amerika! Was sollte es mit der Antike zu schaffen haben? Immerhin entschließt er sich, der Frage an Ort und Stelle nachzugehen. Er folgt erst einmal dem Außendasein des Lebens. Er hat Verwandte in Philadelphia, Pennsylvania, und Freunde in Ithaka, New York. Namen! Aber es gibt Hunderte derartige Ortsnamen in den Staaten. Sparta, Arcadia, Olympia; andere haben Götter zu Paten: Neptune, Apollo, Aurora; wieder andere sind nach Dichtern, Weisen und anderen Großen benannt: Homer, Euclid, Hannibal. Viele nennen sich «Städte» auf griechische Art, Annapolis, Thermopolis, Mineapolis. Irgendwer mußte wohl einst bei der Namengebung antiker Urbilder gedacht haben. Aber erinnern sich auch heute noch die Bewohner dieser Namensherkunft? Der Europäer lächelt. Dann überlegt er, ob denn auch jeder ionische Fischer auf Ithaki über Homer Bescheid weiß. Das Lächeln vergeht.

Der Fremde betrachtet die Banknoten und Münzen. Auf den Scheinen liest er: «Novus ordo saeclorum», auf den Münzen: «E pluribus unum.» Das Lächeln kehrt zurück. Wer versteht schon Latein in New York? Allerdings: Wer wußte in der europäischen Heimatkirche, was «Libera nos a malo» oder sogar «Te Deum laudamus» bedeutete, obwohl es jeder sang. Das Lächeln schwindet. In New York, in Philadelphia und anderswo sieht er rechtwinklig mit dem Lineal gezogene Straßen. Nüchterner amerikanischer Utilitarismus, mokiert er sich. In der Bibliothek könnte er allerdings herausfinden, daß rechtwinklige, in Parallelen verlaufende Straßen schon im 5. Jahrhundert vor Christus in Thurioi, Ephesos, Rhodos, Milet, unter Perikles im Piräos, in Alexandria und übrigens auch in Babylon üblich waren.

Er betrachtet die Häuser. Wolkenkratzer, die sind nun etwas echt amerikanisches. Aber der Fremde bemerkt unter ihnen geduckte und dennoch selbstbewußte klassizistische Gebäude mit antikisierenden Fronten. Postämter, Banken, Justizpaläste, Regierungsgebäude, sie sehen aus wie Parthenons. Nachäffung der Antike, murmelt der Fremde. Die Parlamente der Staaten und der Bundesregierung werden «Capitol» genannt. Jefferson war es, der den Klassizismus Christopher Wrens aus Old England herüberholte, den Portikus-Stil, der sich so oft auch bei Wohn-, ja sogar bei Farmhäusern wiederholt. Wenn er ausruht, sitzt der Farmer in dem (von Franklin erfundenen) Schaukelstuhl auf seiner «Porch». Es ist nicht seine Sache, zu wissen, daß ihr Name sich von «Porticus» ableitet. Der Fremde gibt zu, daß die meisten in Europa auch nicht über die Herkunft von Worten und Wendungen Auskunft geben könnten, die

sie unablässig gebrauchen. Lächelnd hörte er eben einen Geschäftsmann in der Wall Street auf die zur Untergrundbahn flutende Menge die Bezeichnung «Hoi Polloi» anwenden. Im Hotel sah er auf einem Prospekt von Nashville, Tennessee, die Abbildung einer Rekonstruktion des Parthenons, die einzige in der Welt in den genauen Originalmaßen. Eine kitschige Überflüssigkeit, denkt er, muß sich aber doch fragen, warum die Nashviller gerade den Parthenon und nicht den Taj Mahal kopierten, der der Freude am Kitsch weit mehr entsprochen hätte. Wenn Jefferson, der nicht nur ein Präsident, sondern selbst auch Architekt war, seine Antike von Wren übernahm, so hatte dieser sie von Palladio geholt und dieser wiederum von Athen oder Agrigent. Jetzt aber fällt dem Fremden vor den Wolkenkratzern des Rockefeller Center eine Bemerkung Cocteaus ein, daß nämlich die allen Überflusses bare Nüchternheit und Größe, die den amerikanischen Gebäuden durch die Nützlichkeit verliehen wurde, diese der griechischen Kunst ähnlich mache. Das führt schon ziemlich tief ins Innere. Vielleicht also beruhte es auch nicht auf einem willkürlichen Nachschlagen im Zitatenlexikon, daß an der Fassade des New Yorker Hauptpostamts die Worte prangen: «Neither snow nor rain nor heat nor gloom of night stays these couriers from the swift completion of their appointed rounds.» Weder Schnee, noch Regen, noch Hitze, noch das Dunkel der Nacht hemmt diese Boten bei der raschen Ausführung ihrer vorbestimmten Runden. Nun, die amerikanische Postzustellung könnte besser sein. Aber man wählte immerhin ein Wort des Herodot von Halikarnaß zum Wahlspruch und nicht einfach: «Trara, die Post ist da!»

Ein erheblicher Teil des Lebens der Großstädte vollzieht sich wie im Orient auf der Straße. Alles strebt nach weitester Öffentlichkeit, und die Aufzüge und Paraden — zweifellos den Pompes der Antike, den Pageants der Renaissance und den klassischen Maskenzügen vergleichbar — sind allergrößte Lustbarkeit des amerikanischen Volkes, wobei es — genau wie die Griechen — liebt, als Masse aufzutreten und als Masse sich zu erleben. Und so ist auch die Sport-Arena — um welche Art von Wettkampf es gehe — eine der großen Selbstbestätigungen der Volksmenge, die sich, um Goethe zu zitieren, an ihrem eigenen Anblick ebenso erfreut wie an dem der Kämpfer. Der Agon, das «Aieu Aristeuein» ist das machtvollste Lebenskompelle der sich ausdrücklich als «competitive society» bezeichnenden amerikanischen Daseinsform.

Sind wir bei der Öffentlichkeit des Daseins und beim Agon, so sind wir auch schon beim Oratorischen. Amerika, Kind der Aufklärung, kannte kein Mittelalter. Über die Renaissance hinweg — sofern diese etwas undeutliche Bezeichnung erlaubt ist, und hier ist sie es — blickten seine erleuchteten Gründer nach der Antike, als deren Ururenkel sie sich fühlten. Demosthenes, Aischynes, Cicero. Aber nicht nur diese. Goethe bemerkte über die Griechen, daß sie «als geselliges Volk gerne sprachen, als Republikaner gerne sprechen hörten und an den öffentlichen Vortrag so gewöhnt waren, daß sie sich unbe-

wußt die Redekunst zu eigen machten, die ihnen eine Art Bedürfnis geworden war» («Über die Parodie bei den Alten»). Genau dies muß von den Amerikanern gelten, die schon als Kinder völlig unbefangene Podiumredner sind und eher beim Vorlesen stocken oder stolpern. Wie die Griechen sind sie «inkurable Liebhaber der Eloquenz» (Burckhardt). Die oratorischen Leistungen Washingtons, Jeffersons, Lincolns, Everetts, Websters und anderer haben ihre unverkennbaren Vorbilder in der Antike. Der Kongreß, die Staatsparlamente, die «Town Meetings» mögen die wichtigsten Tribünen des unermüdlichen amerikanischen Rede-Agons sein, aber in Stadt und Land gibt es noch unzählige andere Tribünen, auf denen Redeturniere über alle Fragen des Lebens, der Verwaltung, der Erziehung usw. abgehalten werden. Freie Redekunst ist ein Teil der amerikanischen Erziehung.

Es genügt, eine Schule aufzusuchen, um zu beobachten, wie der Kritik bei der Jugend freies Spiel gelassen wird, auch der Kritik an den Lehrern. Nicht anders war das Verhalten der sokratischen Gemeinde. Die Beziehung zwischen Lehrer und Schüler beruht auf Diskussion, nicht auf hypokritischem Katzbuckeln und Maulhalten der Schüler. Ein Lehrer ist kein Heiliger, and, after all, we live in a free country. Zuweilen mag diese Auffassung zu weit getrieben werden und der grundlegende Respekt abhanden kommen. In Metropolen führt dies mitunter zu sehr bösen Folgen. Aber erstens: wo in der Welt wird nicht irgend etwas zu weit getrieben? Und zweitens: hier geht es nicht um ein soziologisches Werturteil, sondern um den Bezug auf die Antike. Thrasymachos genierte sich nicht, dem Sokrates seine Meinung sehr temperamentvoll ins Gesicht zu schleudern. «Nein» sagen können und dürfen ist die Lebensgrundlage der Erziehung und Demokratie. Die Spartaner führten die Knechtschaft der Perser auf deren Unfähigkeit zurück, das Wort «Nein» auszusprechen. Die Pflege der antiken Sprachen in den Schulen und Hochschulen Amerikas ist gering. (Wo in der Welt ist sie heutzutage hoch?) Aber keineswegs ist «der Glanz Griechenlands und der Ruhm Roms», über den Edgar Allan Poe dichtete, aus den amerikanischen Lehrplänen verschwunden. Übertragungen großer klassischer Autoren gehören zur Pflichtlektüre. Ihre Werke sind in Millionenauflagen in Pocketbook-Form verbreitet. Platos Dialoge, Sophokles, Aristophanes, Homer, Ovid usw. sind in Stadt, Vorstadt und Dorf in jedem Drugstore zu haben. Überall auf dem Kontinent führen die Theatergruppen der Mittel- und Hochschulen antike Dramen auf. Die Fraternities oder Sororities der Studenten bezeichnen sich mit griechischen Symbolen wie etwa «ΦBK» (Greek Letter Societies). Schon der wesentlich private Charakter der Erziehung ist antikes Erbgut. Und in der Schulung selbst ist nicht nur der athletische, sondern auch der sprachliche Einfluß der Antike auf Schritt und Tritt wirksam. Wo man deutsch sagt «nach Christus», sagt der Amerikaner «Anno Domini», wo jener anführt «zum Beispiel», verwendet der Amerikaner «exempli gratia»; er sagt für «Vormittag» und «Nachmittag» «ante meridiem» und «post meri-

diem» (nicht bloß Akademiker drücken sich so aus, es ist weit verbreitetes Sprachgut).

Amerika steht unter der permanenten Anklage, das Geld als das Maß aller Dinge und Werte, sogar der geistigen, anzusehen. Dem Fremden erscheint dies als unwiderlegbares Axiom, obwohl er die Geldbeflissenheit (Moneymindedness) anderer Nationen nicht unterschätzen möchte. Denn vergeblich sucht er in der «freien», aber auch in der «nicht freien» Welt nach einem Volk, das Geld geradezu verachten würde. Aber immerhin: es mag da verschiedene Grade geben. Der Fremde, der unparteiisch bleiben möchte, hält sich vor Augen, daß in der Pionierzeit für das sich erst entwickelnde Land die Erwerbung ansehnlichen Besitzes nicht bloß der individuellen Habgier diente, sondern immer auch einen wichtigen Gemeinschaftswert darstellte. Das ist eine Überlieferungserscheinung. Goethe, der jener Pionierzeit noch nahestand, übernahm sehr bezeichnenderweise im «Wilhelm Meister» seine gesellschaftliche Grund-Doktrin «Besitz *und* Gemeingut» ausdrücklich von Amerika. Wo aber in Amerika in diesem Sinne verfahren wird (und die zahlreichen öffentlichen Stiftungen der Millionäre und Milliardäre gehören hieher), entspricht dies antiken Vorbildern. Polybios berichtet von den römischen Geldmagnaten, daß sie ihre Schätze nicht allein, sondern für das Gemeinwesen verbrauchten. Herodes Atticus in Athen, Agrippa in Rom wandten Riesensummen für öffentliche Bauwerke auf. Sokrates bemerkte zu Xenophon, er sei nicht bloß von dem Wunsche beseelt nach Kraft, nach Ehre in der Bürgerschaft, nach Wohlwollen bei den Freunden und nach Errettung im Kriege, sondern er wünsche reich zu sein, um die Götter und Freunde auf vornehme Weise zu ehren, diesen beizustehen und die Stadt nicht ohne Pracht zu lassen. So wird von dem griechischen Prototyp der Humanität der Begriff «Besitz *und* Gemeingut» sanktioniert, keineswegs aber ein diogenisches Habenichtsdasein.

Einer unbegrenzten Hochachtung des Privatbesitzes sind amerikanische Klassiker der Literatur wie Emerson, Whitman und besonders Thoreau ebenso entgegengetreten wie Plato, der das Privateigentum beschränken und es der regierenden Kaste überhaupt absprechen mochte, oder Aristoteles, der den Erwerb großen Reichtums und großer Macht als Hauptübel und Quelle aller Hybris erkannte, oder Aischylos, der (in den «Choephoroi») klagt, unter den Sterblichen sei der Erfolg zum Gott geworden, mehr als Gott sogar, obschon der Dike Zugriff unausweichlich bevorstehe. Schon bei Hesiod ist der Besitz führend. Pindar ist dem Golde wohlgesinnt. Und nun gar die Römer! «Homo justus nunquam cito dives» zielt unmißverständlich nach dem Kern des Übels. Cato bezeichnet denjenigen «als ruhmeswürdig und göttlichen Geistes voll, dessen Rechnungsbücher bei seinem Tode zeigen, daß er mehr hinzuerworben als ererbt habe». Der Alte empfahl schon dazumal korporative Sicherungsformen von Investitionen. Er — nicht die Amerikaner — ist der Erfinder der «Mutual Funds». Weshalb hätte das beginnende Christentum einen so starken

Akzent darauf gelegt, daß es unmöglich sei, Gott und dem Mammon gleichzeitig zu dienen.

Heutzutage will es nicht mehr scheinen, als ob den Grundübeln dieser Welt von der Politik aus abgeholfen werden könnte, die ja — gleichgültig welcher Observanz — zu jenen Übeln selbst gehört. Politik, das mit der Polis, breiter gesehen dem Gemeinwesen, der Res publica Zusammenhängende, war dazu bestimmt, jene Gesetzlichkeit hervorzubringen, die die Macht darstellt und zugleich bändigt, die Selbstverwirklichung der geordneten Freiheit. Die eigentliche Triebkraft der amerikanischen Revolution von 1775 war weniger die Abwehr britischen Kolonialdrucks als das Bedürfnis nach selbstbestimmter Freiheit und nach jener Isonomie, die während der Blütezeit der griechischen Freistaaten im Schwange war und von deren Geschichtsschreibern, Denkern, Rednern und Dichtern als das Um und Auf der Menschenwürde gepriesen wurde. Mit Recht verglich deshalb Wieland die rebellierenden Amerikaner «den besten Helden und Heldinnen des Plutarch» und sehr zutreffend sahen Byron und Chateaubriand in Washington die Reinkarnation eines antiken Helden.

Ein grundlegender Unterschied: den Freien und Gleichen Amerikas sollte der Staat den sichernden Daseinshintergrund bieten, nicht aber Ausgangs- und Zielpunkt allen öffentlichen und privaten Strebens und Handelns sein wie bei den Griechen, aber auch den modernen Despotien. Selbst wenn Staat und Gemeinschaft sich in einer Verteidigungshaltung finden, kann in Amerika immer nur von einem Dienst des Individuums, keinesfalls von seiner Unterwerfung, von einem «blinden Gehorsam» die Rede sein. Von Rom bezog man die Teilung der Gewalten, wobei am Ende praktisch eigentlich der Senat regierte (dort wie hier). Obschon sich Jefferson gegen Platos Staatsutopie ausspricht, waren die Gründer des amerikanischen Staatswesens doch von dem platonischen Gedanken geleitet, daß unter den Bürgern «ein Wettkampf des Nichtherrschens» obwalten sollte, wie er sonst um das Herrschen bestünde. Zum dynamischen Prinzip des politischen Lebens wurde Solons Forderung nach Parteinahme erhoben. (Goethe über Solon: Neutralität in entscheidenden Fragen der Gemeinschaft ist ein Sich-Überheben und daher versteckte Tyrannei. Ferner: «Des tätigen Manns Behagen sei Parteilichkeit.») Die Orgien der amerikanischen Wahlkampagnen und die Wahlkongresse der Parteien haben mit ihren Aufzügen und Redeextasen etwas geradezu Bacchantisches. Hier zeigt sich auch wiederum das Agonale, das ohne Freiheit und Gleichheit undenkbar wäre. Wenn Patrick Henry 1775 die Kolonie Virginia mit dem Schrei alarmierte «Giv me liberty or give me death», so entsprach dies dem Geist der mit den Persern kämpfenden Hellenen: «Die Freiheit ist unsere Losung, und wir werden sie verteidigen, solange wir leben...» «Wenn die Schlacht beginnt, so denke jeder vor allen Dingen an die Freiheit...» «Wenn das Volk herrscht, so hat dies den allerschönsten Namen, nämlich: Freiheit und Gleichheit.» All dies bei Herodot. In gleichem Sinne läßt Euripides in seinen «Hiketides»

den Theseus als Begründer der athenischen Demokratie die freie Stadt mit gleichem Stimmrecht preisen. Die Rede des Perikles auf die gefallenen Athener mit ihrer Eulogie der demokratischen Tugenden Athens wird in der Fassung des Thukidides immer wieder in Amerika zitiert.

Dem griechischen Demos waren selbst die verdienstvollsten Bürger und Staatsmänner nicht unverletzlich, sondern dauernd den schwersten Anklagen, Angebereien und Investigationen wegen Veruntreuungen, Gottlosigkeit, Unfähigkeit, Verrat usw. ausgesetzt. Aber eben diese mißliche Erscheinung war eine der Kehrseiten des Systems, das — wie in Amerika — scharf auf der Hut sein mußte gegen das Überwuchern der Rolle und Macht des Einzelnen. Konnte doch auch der Bedeutendste den normalen menschlichen Schwächen unterliegen, besonders der Besitzgier. In jedem Falle aber mußte jede allzulang andauernde einseitige Machtkonzentration in der gleichen, wenn auch noch so vorzüglichen Persönlichkeit eine Bedrohung der Demokratie darstellen. Von den griechischen und römischen Systemen stammt der in Amerika übliche periodische Wechsel von Amtsfunktionären auf Grund des Volkswillens. Ferrero (der das alte Rom und das moderne Amerika verglich) führt die judiziäre Selbständigkeit des Richters in Fällen, wo das Gesetz nicht zureicht oder Lükken aufweist, auf den römischen Magistratus zurück. Wenn aber Burckhardt, das viele und feierliche Schwören der Griechen hervorhebend, meint, «kein anderes Volk habe so reiche Eidesquantitäten aufzuweisen», so würde ihn das moderne Amerika widerlegen, wo der Eid bei jeder Gelegenheit ebenso sehr an der Tagesordnung ist wie die Meineidprozesse.

Eines kann man von den Amerikanern mit Sicherheit sagen, denkt der Fremde: sie führen zwar Kriege, aber sie sind keine Militaristen. Sie lieben den Wettkampf, aber nicht den Krieg. Sie weichen der hitzigen Kontroverse nicht aus, aber sie sind nicht um jeden Preis streitsüchtig, und auch das «Free for All» der Wildwest-Filme ist eher ein grobschlächtiges, schießfreudiges Ballett, bei dem am Ende der Böse mit dem schwarzen Schlapphut durchlöchert wird, weil er dem Guten mit dem weißen Fünfgallonshut unrecht tat. Wenn sie schon Krieg führen müssen, dann tun es die Amerikaner weniger aus Feindseligkeit, als weil sie glauben oder sich einreden lassen, es müsse ein gewisser «Job» ausgeführt werden, für den man im Augenblick als Instrument eben nur den Krieg zur Verfügung habe, der übrigens im amerikanischen Gemüt sehr bald alle Attribute des Sports annimmt, seine Rücksichtslosigkeit, aber auch seine Fairneß. Wenn nun Rom eine militärische Zivilisation mit administrativen und wirtschaftlichen Nebenaspekten war, so ist Amerika eine wirtschaftlich-administrative Zivilisation mit zeitweiligen militärischen Nebenaspekten. Und trotz so mancher Kriege erachten die Amerikaner — ebenso wie einst die Griechen — den Frieden immer als das kostbarste Gut. Mitten in den Kämpfen der «Ilias» preisen die Krieger die Segnungen des Friedens. Für Herodot ist der Krieg nur ein Mittel zur Bewahrung der Freiheit, ein «Job»

also, und der Friede jener natürliche Zustand, in dem die Söhne ihre Väter, nicht aber die Väter ihre Söhne begraben. Dem «Polemos Pater Panton» des Heraklit steht seine eigene Erkenntnis gegenüber, daß die kosmische Einheit auf Frieden und Eintracht beruhe. (Skeptiker mögen freilich fragen, ob es solche Einheit anders gebe als in der Idee.) Auch mitten in Kriegszeiten ließ Athen den oppositionellen Stimmen freien Lauf (Xenophon; Aristophanes). Das gleiche trifft auf Amerika zu, wo man genau weiß, daß es das größte Unheil der Demokratie wäre, die Meinungsfreiheit zu drosseln und die Opposition zum Verstummen zu bringen. So war es Aischylos verstattet, die Tragik des Erbfeindes, der Perser, herzergreifend auf die Bühne zu bringen, ihm dichterisch Größe zu verleihen; und Euripides klagte in den «Troades» die brutale Gewalt gegen Schuldlose an kurz nach dem imperialistischen Gewaltakt seines Heimatstaates gegen Melos. In jeder großen Gemeinde ereignet sich stets auch viel Irrtum und Unrecht, aber das Kriterium der Freiheit zeigt sich darin, daß es auch nie an öffentlichen Stimmen der Anklage mangelt, daß die Hoffnung nicht endet, Unrecht und Lüge am Ende doch durch Recht und Wahrheit zermürben zu können.

Die Griechen waren keineswegs, was wir «ein fleißiges Volk» nennen würden. Arbeit war verächtlich und Obliegenheit der Sklaven. In Amerika hingegen gilt die Arbeit geradezu als das Siegel des freien Mannes. Er arbeitet im Schweiße seines Angesichts ohne Unterlaß für ein leichtes Leben und für seine Weekends, an denen er meist ebenfalls schwer in Haus, Garten und Garage arbeitet und dabei beteuert, dies sei Erholung von der Arbeit. Aber er arbeitet, was und wo er will. Das Los der Gesamtheit wird sich dabei schon irgendwie ausbalancieren, denkt er. Er ist vielseitig. In der Antike gab es das nur in Ausnahmefällen (bei Männern; Frauen sind vielseitig von Natur). Immerhin war Odysseus nicht nur Feldherr, Krieger und Diplomat, er verstand auch, eigenhändig ein Floß zu zimmern, spaltete sich sein Brennholz und kochte seine Mahlzeit. Aber weniger an das Griechentum des Mythos als an das des Logos hat man in Amerika zu denken, wo die Überzeugung herrscht, daß man alles zu können, alles zu erreichen, alles zu wissen vermag. «Education» und «Information» sind die geheiligten Grundpfeiler der positivistischen Existenz. Wissen ist demokratisch. (Jeder Trottel kann es bis zum Wissen bringen.) Das Genie, das mit der Intuition auskommt, ist verdächtig, unbegreiflich und unheimlich, unverdaulich für die immerzu anwachsende Menschenmasse, die bestenfalls den «Job», das «Making» einer Sache würdigt. Der Fremde muß an Platos Wollkronen für die auszuweisenden Genies denken. Mit Wissen und Pfiffigkeit glaubt sich jeder Amerikaner durchsetzen zu müssen, das heißt zu den Mitteln zu gelangen, die tieferes Nachdenken erübrigen. Das Schwere machen wir sofort, das Unmögliche in einem Weilchen. Demut kann man nicht gerade eine amerikanische Grundeigenschaft nennen (auch keine hellenische oder römische). Das «smiling» der Amerikaner ist eine soziale

Übereinkunft (auch mit sich selbst) und ist weder mit dem Lächeln archaischer griechischer Figuren, noch mit dem der Sophrosyne zu vergleichen, die lächelnd leidet und sogar stirbt.

Doch gibt es eine bestimmte und sehr erfreuliche Art amerikanischer Bescheidenheit, die sich vor allem im Sport äußert, in der makellosen physischen Leistung nach festen Regeln. Die sittigende Bedeutung des Agonalen ist da dieselbe wie bei den Griechen, ebenso wie das Massenverhältnis (und selbstverständlich auch das individuelle) zu dieser Leistung oft einem religiösen Emotionalismus ähnelt. Der Preiskämpfer, das Preisteam genießen in Amerika dasselbe Ansehen wie im Griechenland Pindars. Marianne Moore, eine der bedeutendsten amerikanischen Dichterinnen, steht nicht an, das Baseball-Team der Dodgers hymnisch zu verherrlichen. «May the best man win», das Gesetz des sportlichen Agon gilt zwar nicht auf allen Lebensgebieten (wo in der Welt wäre dies sonst der Fall?), ist aber doch in Amerika unendlich mehr als eine sportliche Formel. (Die Sportprofite haben für das Wesen des Sports keine gewichtigere Bedeutung als die Profite des Kunsthandels für das Wesen der Kunst.) Bescheidenheit des sportlichen Siegers — und überhaupt jedes Siegers —, würdiges, womöglich humorvolles Sich-Abfinden mit einer Niederlage gelten als Pflicht, und «a good sport» genannt zu werden (auch sonst im Leben) ist die schönste Auszeichnung. Sobald übertriebenes Selbstbewußtsein sich pathetisch zu äußern beginnt, folgt in Amerika — ebenso wie bei den Griechen der Antike — unfehlbar der öffentliche Hohn.

Über die Vorherrschaft der Frau in Amerika ist viel und meist Abfälliges geschrieben worden. Ihr Dominieren beruht nicht bloß auf zahlenmäßiger Überlegenheit, auf ihrer längeren Lebensspanne, auf dem Besitz des größeren Teils des Nationalvermögens, auf dem siegreichen Eindringen ins berufliche und öffentliche Leben und darauf, daß die Frauen die stimulierenden und diktierenden Hauptkonsumenten der amerikanischen Produktion darstellen, sondern auch auf der traditionellen Bedeutung der Frau seit dem Pionierzeitalter, das überdies zeit- und streckenweise an Frauenmangel litt, daher die Frau hoch- und überschätzte, so daß ihr in Gesetzgebung und Brauchtum Vorrechte zugebilligt wurden, die mit dem heutigen Stand der Dinge kaum noch vereinbar sind. Demzufolge hat sich die amerikanische Frau (als Typus) aus der Opferbereitschaft und Hingabe, die die Pioniersfrau auszeichneten, in die Richtung eines anspruchsvollen Egoismus entwickelt (dem noch von männlicher Seite entgegenkommt, was Schopenhauer als «lächerliche Weiberveneration» tadelt). Hiezu zeigt uns die Antike keine ausreichenden Parallelen.

Der feminine Reiz berührte die Griechen göttergleich, die Amerikaner trifft er despotisch, auch wenn ein Menandros seine Geliebte ebenso Glykerion nennt wie der Boy aus Nebraska die seine Candy, Honey oder Sweatheart. Daß es auch auf Tenedos Schönheitskonkurrenzen gab und anderwärts in Hellas Sittsamkeitswettkämpfe und Preise für die besten Haushälterinnen, zeigt eben

nur, daß die Frau im Agonalen mitinbegriffen war. Die dirigierende Stellung der Frau in Haus und Gemeinschaft ist jedenfalls jenes Moment der amerikanischen Entwicklung, das sowohl physiologisch und psychologisch als auch politisch und wirtschaftlich am allerernstesten genommen werden muß, die Ursache der einschneidensten Strukturveränderungen, die teils schon im Gange sind, teils noch ihrer krisenhaften Auslösung harren. (Beispiel: Uneingestanden reflektiert sich gedankenlose Koedukation der Geschlechter in der Tragik der Rassenkonflikte der Südstaaten.)

Es ist nur folgerichtig, daß dort, wo die Frau — also die eigentliche Trägerin des Lebens — die Szene beherrscht, der Gedanke an den Tod nach Möglichkeit verdrängt wird. Vom Tod wollen die Amerikaner möglichst wenig hören. Auf den ersten Blick erscheint dies wiederum als Gegensatz zur griechischen Antike. Keinesfalls ist es süß, zu sterben. Die sophokleischen Greise von Kolonos (ebenso wie Aristoteles im «Eudemos») halten es hingegen «für das Beste, gar nicht erst geboren zu sein, wenn aber geboren, schleunigst zu den Pforten des Hades zu gelangen». Plato definiert das Philosophieren als ein an den Tod Denken und schon die Ilias (XVII, 446) beklagt das Dasein, «denn nichts anderes wo ist jammervoller auf Erden/als der Mensch vor allem, was Leben haucht und sich reget». Wenn man das täglich millionenfach und grußartig ausgesprochene «Enjoy yourself» nicht geradezu als Warnung auffassen möchte (was es vielleicht im Allertiefsten sein könnte), so gilt doch zu leben, frei zu sein und dem Glück nachzujagen (pursuit of happiness) als selbstverständliches Grundrecht des Menschen, besonders des Amerikaners, der es ja auch als gottgewollt der Unabhängigkeitserklärung entnimmt und in diesem Punkte mit der Antike nicht übereinzustimmen scheint. Dennoch ließe sich manches zur Auflösung dieses Gegensatzes vorbringen.

Von Benjamin Franklin, dem vielleicht optimistischsten aller Genies stammt der auffallende Satz, ein Mensch sei nicht zu Ende geboren, ehedem er tot sei. Und nach Thoreau führen die meisten Menschen ein Leben der stillen Verzweiflung (quiet desperation). Andrerseits steht den düsteren Manifestationen griechischer Dichter und Denker nicht weniger Lebensbejahung gleichgewichtig gegenüber. In der Odyssee (XI) versichert Achilleus dem ihn im Hades besuchenden Odysseus: «Lieber schuftete ich in der Welt als Knecht eines jämmerlichen Bauern, als König zu sein aller Schatten hier unten im Hades.» Wenn in der Ilias die Menschengeschlechter den Blättern im Walde verglichen werden, so wird das Ewig-Zyklische, also etwas Positives betont. Anaxagoras zieht unmißverständlich das Geborensein dem Nicht-Geborensein vor. Euripides bekennt («Hiketides»): «Es gibt in der Welt mehr Gutes als Böses.» Pindar sing, es sei das Herrlichste, glücklich und angesehen zu leben. «Aieu Aristeuein», die Isonomie, die Herrlichkeiten der bildenden Kunst und Musik die Spiele zu Olympia, ja selbst noch das bloße Vorhandensein auch der inhaltlich klageseligsten Dichtungen: all das sind nicht Kundgebungen krasser

Lebensverneinung. So betrachtet verengert sich die Distanz zwischen Amerika und der Antike in dieser Sphäre.

Sich mit dem Tod zu sehr abzugeben, widerstrebt der amerikanischen Gemütsverfassung auch deshalb, weil diese sich dem Definitivum überhaupt widersetzt und das Leben als unaufhörliche Veränderung, als Wechsel, Umschwung und Bewegung empfindet, denen Beruf, Wohnstätte, Freundschaften, Ehen, kurz alles innerhalb einer ganz und gar mobil gewordenen Zivilisation ausgesetzt erscheint. Und wenn Jungsein und Jungbleiben den Griechen als wichtigstes Lebensgut galt, so auch den Amerikanern. Altwerden ist Unglück, nicht bloß weil es ein Ausscheiden aus Erwerb und Arbeitsprozeß mit sich bringt. Jedes Absinken der Leistungsfähigkeit deklassiert (außer in Fällen unverschuldeter Invalidität, die denn zum Objekt der «Charity» werden mag). Die «Seniority» wird zwar im öffentlichen Beamtenstatus mechanisch aufrechterhalten (nicht immer zu sachlichem Vorteil), sonst aber sichert das Alter keine Privilegien. Mit brutaler Ungeniertheit pocht die Jugend auf ihre Überlegenheiten.

Der Fremde, der nun das Verhältnis zu Tod und Leben gegeneinander abgewogen hat, begreift vielleicht jetzt, warum in amerikanischen Beerdigungsanstalten die Schatten des Todes weggeschminkt und fortbalsamiert werden. Er muß sich dabei freilich der klassischen Mumienporträts der Antike erinnern, der Totenmasken auch etwa von Mykene und überhaupt all der embellierten Bildnisse und Idealisierungen, in denen Antlitze der griechischen Antike, des Hellenismus, des Römertums und übrigens auch anderer abendländischer Epochen einer Nachwelt überliefert wurden. So spricht der Amerikaner: «Solange wir irgend vermögen, sagen wir ‚Nein' zum Tode, und auch wenn er uns überwältigt, sind wir noch lange nicht mit dem Leben zu Ende.» Dies eigentlich ist ein schönes Beharren, das — nehmt alles nur in allem — dem Menschen nicht übel ansteht.

Aus der ersten Hauptphase der amerikanischen Literatur, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wesentlich in der Schule von Concord kulminierte, ist der griechisch-römische Lehrgang nicht wegzudenken. Bei Emerson, Thoreau und Hawthorne begegnen wir ihm ebenso wie bei Melville und Poe. Man kann aber noch weiter zurückgreifen und füglich behaupten, daß in Franklins Almanachen und in den sittlichen und praktischen Ratschlägen seines «Poor Richard» der Geist der «Erga kai Hemerai» eine in den Anfängen begriffene Nation leitet. Im weiteren Verlauf der Entwicklung werden abwechselnd entweder die Griechen oder die Römer als Vorbilder in den Brennpunkt geschoben, zuweilen beide, denn die Antike als Einheit zu sehen gehörte zu den Perspektivenverschiebungen des Zeitalters (ein jedes hat seine eigenen). Whitman (in «Democratic Vistas») stellt griechische Helden als Beispiele auf, «demokratische Athleten». Oliver Wendell Homes (in «The Autocrat at the Breakfast Table») proklamiert: «We are the Romans of the modern world,

the great assimilating people.» Er ist hiemit weder der erste, noch bleibt er allein. Schon 6 Jahre vorher (1852) forderte ein Deutsch-Pennsylvanier die Weltrepublik der Zukunft ausgehend von den Vereinigten Staaten, dem «neuen Rom» (The New Rome or the U. S. of the World).

Griechentum und Römertum wirkt nicht minder machtvoll in die zeitgenössische amerikanische Dichtung. O'Neill verpflanzte die Orestie nach New England, Robinson Jeffers schuf grandiose Neugestaltungen euripideischer Dramen, Geist und Stoffwahl bei Thornton Wilder erheben sich wesentlich aus antiken Humanitätsbegriffen, Schicksalen und Landschaften. Edna St. Vincent Millay, Edwin Arlington Robinson, die geniale H. D. (Hilda Doolittle) sind in Geist und Form der Antike verpflichtet. Im «Literary Supplement» der Londoner «Times», das jüngst der amerikanischen Kultursituation eine umfangreiche Sondernummer widmete, wurde mit Recht hervorgehoben, daß die neueste amerikanische Dichtung (nicht bloß die Lyrik) von antiken Anregungen ausgehend auf ein frühes amerikanisches Lebensgut zurückgreife. Der Fremde, der nach so vielerlei Erwägungen kein völlig Fremder mehr ist, geht noch weiter. Es ist mehr als «Zurückgreifen», es ist Lebensfarbe, die unter der wechselnden Zeitschminke immer wieder hervortritt.

Die Amerikaner lieben das Theater mehr als die Lektüre. Sie sind eher Augenmenschen (wie die Griechen). «Showbusiness» ist hochgeachtet, die Stars sind geliebt. Sie werden nicht bewundert, weil sie astronomische Gagen erhalten, sondern sie erhalten die Gagen, weil sie weithin bewundert werden. Es gibt großartige, buchstäblich alles könnende «Entertainer», männliche und weibliche. Und wer die Nation am besten unterhält, hat bei ihr die größten Chancen. Das geht bis tief ins Politische. Darin lag die Gefahr, die von einem Senator McCarthy ausging. Wer aber anfängt, die Nation zu langweilen, ist erledigt, er sei, wer er sei. Dies bezeichnete McCarthys Ende.

Kino, Radio, Fernsehen sind heute im Dienst des allumfassenden Showbusiness. «Ödipus» oder «Antigone» werden an einem Abend von mehr Menschen gesehen, als in sämtlichen Aufführungen in sämtlichen Theatern der Erde seit Sophokles zusammengenommen. Dennoch ist der Anteil dieser Medien am eigentlichen Kulturvolumen bedingt. (Man vergesse nur nicht, daß auch die überwältigende Mehrzahl aller in der Welt gedruckten Bücher nicht Gipfelleistungen der Literatur, sondern Unsinn und Schund bietet.) Aber vermöge seiner neuen und jedermann zugänglichen Medien ist der Amerikaner auch im entlegensten Dorf zu jeder Tages- oder Nachtzeit beliebig mit dem großen Welttheater konfrontiert. Trotzdem sind die Sprech- und Singtheater in den Städten immerzu auf Monate hinaus ausverkauft.

In Griechenland genoß die Kultur offizielle Förderung, die auch den Dichter besoldete und das Theater zur staatlichen Anstalt machte. Diese Vorstellung verursacht dem Amerikaner eine Gänsehaut. Einer staatlichen Kontrolle zieht er die sinnloseste und schreiendste Reklame jedes privaten Sponsors vor.

Staatliche Förderung der Kultur würde sehr rasch auch in staatliche Lenkung und Bevormundung umschlagen und die Künste zum Spielball parteipolitischer Tendenzen erniedrigen. (Hierin wird Plato nicht gefolgt, der die dirigierte Literatur früher anregte, als sie die Russen einführten.) Daß aber in Amerika die Meinung verbreitet ist, man könne das Dichten und Schriftstellern lernen, erscheint dem Gast nicht komisch. Erstens ist man in Amerika überzeugt, es ließe sich alles erlernen. Und zweitens gab es ja auch in Griechenland Schulen zur Erlernung des Dichtens. Kein Genie allerdings schuf je das Ewige auf Grund des Kursus. Aber wer braucht schon Genies für den Tagesbedarf?

Die Antike sah Wissenschaft und Kunst als Einheit. Kunst hieß «Techne», Technik also, vielleicht in gehobenem Sinn, und der Künstler war Meister schöpferischen Handwerks. Noch im Spätmittelalter wurden Künstler den Handwerkergilden zugewiesen. Die Ablösung und Autonomisierung der Technik, ihr Erobern fast der ganzen Lebensweise und Erzeugung mit allen hieraus hervorgehenden industriellen, kommerziellen und soziologisch bedeutsamen Folgen, das was man eben «Technische Zivilisation» nennt, war einer der schwersten Abbruchsvorgänge des antik-christlichen Lebensgrunds. Thoreau erkannte die Gefahren dieser Eruption («Wir fahren nicht auf der Eisenbahn, sie fährt auf uns»). Vor der Geschichte wird das gegenwärtige Zeitalter nicht mehr von der Literatur und den Künsten repräsentiert, sondern von Technik und Wissenschaft. Aber als Bedürfnisphänomene einerseits schöpferischer, andrerseits aufnahmswilliger Individuen werden Kunst und Literatur weiter bestehen (und wahrscheinlich wird ihnen solche Einschränkung zugute kommen).

Die mechanische Intensivierung der Kräfte und das heftige Streben nach Aufhebung zeit-räumlicher Distanzen steht im Gegensatz zur griechischen Antike, die wenig Sinn hatte für übersteigerte mechanische Kraft und Geschwindigkeit; aber nicht zur römischen. Als Straßenbauer, Brückenbauer, Schiffsbauer, überhaupt als Architekten und Ingenieure können sich die Amerikaner getrost als Nachfolger der Römer betrachten. Hier sei ein subtiler Zusatz genehmigt, der Goethes «Materialien zur Geschichte der Farbenlehre» entnommen ist: «Stationäre Völker behandeln ihre Technik mit Religion. Sie gehen mit einer Art Naturlangsamkeit zu Werke; dadurch bringen sie Fabrikate hervor, welche bildungsfähigeren, schnell vorschreitenden Nationen unnachahmlich sind. Nur die technisch höchstgebildeten Völker, wo die Maschinen wieder zu verständigen Organen werden, wo die größte Genauigkeit sich mit der größten Schnelligkeit verbindet, solche reichen an jene hinan und übertreffen sie in vielem.» Goethe, der oft genug an Amerika dachte, tat dies vielleicht auch diesmal. Der Gast fragt sich, ob man denn schon so weit sei. Aber schon allein die Fragestellung ist beunruhigend. Das Wort «Fortschritt» mit seiner drohenden Antiklimax der Selbstzerstörung läßt ihn erzittern. Rund um ihn gebärden sich alle, als wäre ihnen gar nicht bange. Dem Amerikaner ist Furcht

peinlich. «Nichts ist so sehr zu fürchten als Furcht.» (So Thoreau und so nach ihm Franklin D. Roosevelt.) Weil dem so ist, rennen unzählig viele zum Psychoanalytiker. Der Grieche gab seine Ängste zu und tobte sie aus (Laokoon, der sterbende Herakles, Philoktet).

Ferrero bezeichnet als Symptome des römischen Verfalls die übersteigerte Urbanisierung und den Drang nach übermäßiger Monumentalität. Andere Historiker des römischen Untergangs fügen als weitere Anzeichen hinzu: Übermäßige Zentralisierung der Autorität, Unsicherheitsgefühl der Individuen bis hinauf zu den Regierenden, ein hypertrophisches Administrieren und Bürokratisieren, das Heer als weitgehend bestimmender Faktor, Korruption, Angeberei, Horcher an der Wand, ungeheure Besteuerung, panische Reiselust. Tacitus spricht von den Heucheleien des Senats, der durch Diäten erhalten wird. Rom ist voll von catilinarischen Beatnik-Existenzen, eine «Urbs venalis et mature peritura, si emptorem invenerit» (Sallust). Es ist die Phase, in der neue und fremde Ideologien ungeachtet aller Verfolgung zersetzend vordringen, mißachtete Barbaren die Zivilisation vandalisieren.

Aber der einstige Fremde, spätere Gast und nunmehr schon Einheimische weiß bereits, daß sich die Erscheinungen nicht mehr vergleichen lassen. Du frei wie Vogel oder Fisch, worin du hängst das weißt du nicht. Keiner kann vorhersagen, wie sich das atomare, elektronische und automative Zeitalter auf die Struktur und die Probleme der zunehmenden Massen, auf ihre Moral und ihre Politik auswirken wird, wie viele und welche Werte von einst überhaupt auch nur noch spurweise in Kraft bleiben können und welchen Formen und Begriffen sie zu weichen haben. Amerika ist keine Kolonie Europas mehr, kein großes Abbild antiken Kolonisationsdranges. Vorzeichen und Begriffe haben sich verändert, ja verkehrt. Der Prozeß der Dienstbarmachung von Stoff und Energie, zur Urzeit des Menschen zurückreichend, repräsentiert mit seiner mehr oder minder großen Sündhaftigkeit und Hybris doch immer nur das aktive Verhältnis des Menschen zur Natur, daher auch implizite das des Menschen zum Menschen. Hier liegt auch immer der Quellpunkt religiöser Wiedergeburten und Befriedungen des Aufruhrs.

Wie aber die Entdeckung und Aktivierung allergrößter Energien in diesem Verhältnis figuriert, welche Art von Ordnungen sie bewirken wird, läßt sich heute nicht bestimmen, an keinem vergleichenden Rückblick ablesen, durch keinerlei Analogieschluß ermitteln. Denn alle sozialen Strukturen der Gegenwart (so sehr sie auch — auseinander hervorgehend — einander bekämpfen) gehören bereits der Vergangenheit an und klammern sich vergeblich an eine Zukunft, die sie nicht kennen. Ward die Antike überwunden? «Die Natur», so sagte Demokritos von Abdera, «besteht aus Verbindung oder Trennung ewig bewegter Atome.» Der Mensch unserer Zeit hat gelernt, die Atome zu wandeln und so der Natur, der er selbst mit angehört, ein anderes Antlitz zu verleihen. Seine alten Spiegel zerbrechen. Er wird sich neu erkennen müssen.